SAIF ALI KHAN

Hello again, liebe Leser!
oder
Ja ist denn heut' schon wieder Samstag?

Zunächst möchte ich Euch (noch mal) bitten, die (erneute) Panne des letzten Posts zu entschuldigen. Es hat sich mal wieder gezeigt, dass es keine gute Idee ist, nach der Arbeit „noch eben schnell“ etwas zu machen...

Da im Zuge der allgemeinen Verwirrung die Frage nach einem veränderten Postingrhythmus aufkam, hier noch mal der Plan.
Teil 2 wird mit je zwei Kapitel gepostet und geht bis einschließlich Kapitel 40. Das heißt, die Kapitel 39-40 sind die letzten, die doppelt gepostet werden, danach geht es einzeln weiter, damit Ihr nicht irgendwann längere Lücken habt, weil wir nicht nachkommen.
Ihr müsst verstehen, dass man Genies nicht hetzen darf, sie verlieren sonst ihre Muse. Aber die Anfänge von Kahminis Kapitel, die ich bereits zu hören bekommen habe, klingen ausgesprochen vielversprechend. Und Ideen sind auch genug vorhanden, es fehlt nur die Zeit, sie alle nieder zu schreiben.
Ich hoffe, in meinem Urlaub ein bisschen Zeit zu finden, denn die Ereignisse spitzen sich zu und ich freue mich schon sehr darauf, gewisse Dinge zu schreiben, in der Hoffnung, dass Ihr mich am Ende doch noch nicht lynchen werdet, weil Ihr sonst nie erfahren werdet, ob Atlantis am Ende doch noch gerettet werden kann.
(Ich glaube, ichwerde die Drohung, dass Atlantis ohne mich nicht fertig werden wird, ab sofort als Lebensversicherung benutzen... Erpressung ist doch was Feines, oder?)

Also habt keine Angst, es wird weiter gehen, nur sind wir halt keine Berufsautoren, die den ganzen Tag schreiben können. Und mit dem vorgesehenen Rhythmus haben wir genug Zeit, die Lücken bis zum Ende zu füllen.

Und jetzt will ich Euch nicht länger nerven. Ich habe die Kapitelnummern drei mal geprüft, werde das PDF prüfen und eines meiner Lieblings Covers ist auch an Ort und Stelle.

In diesem Sinne ganz liebe Grüße und viel Spaß beim Lesen,
Kahmini & anij

Indiana Khan und die Suche nach dem neuen Artefakt

Shah Rukh erwachte. Eine unbestimmte Angst erfüllte ihn, ließ sein Herz einige Schläge aussetzen. Er versuchte das Gefühl zu ergründen, dachte, es hinge mit den seltsamen Geschehnissen des letzten Tages zusammen. Noch immer zitterte er am ganzen Leib, wenn er daran dachte, dass ihn eine unbekannte Macht beinahe dazu gebracht hätte, seinen Bruder zu töten. Aber je länger er darüber nachdachte, desto sicherer wurde er sich, dass es einen anderen Grund für seine Angst gab.
„Parian!“, flüsterte er mit plötzlicher Erkenntnis und sprang aus dem Bett. Er ignorierte den Schwindel, der ihn beinahe zusammenbrechen ließ, und suchte sich seine Kleidung zusammen. Einem Impuls folgend legte er sich die dünne Bettdecke wie einen Umhang um die Schultern. Die Nächte begannen unangenehm kühl zu werden auf der Insel des ewigen Frühlings.
Die ersten Sterne prangten am Himmel, die Abenddämmerung wich bereits den dunklen Schatten der Nacht. Unsicher bleib Shah Rukh vor dem Krankenhaus stehen. Er spürte, dass es Parian nicht gut ging, dass er sich vielleicht sogar in Gefahr befand. Die Frage war nur, wie sollte er ihn finden?
„Bist du denn des Wahnsinns? Solltest du nicht im Bett liegen und dich ausruhen?“
Shah Rukh ignorierte sowohl Ebô’ney als auch den erneuten Schwindel, den er nur mit viel Mühe niederkämpfen konnte.
„Hörst du mir eigentlich zu?“
Nein, dachte Shah Rukh verärgert. Laut sagte er: „Selbstverständlich höre ich dir zu, Ebô’ney. Ich werde auch sofort wieder ins Bett gehen, wenn...“
„Wenn was? Wenn du zusammenbrichst? Ich sehe doch, dass du kaum einen Schritt geradeaus machen kannst!“
„Bitte, Ebô’ney, es ist wichtig!“
„Was könnte wichtiger sein als deine Gesundheit?“
„Die Gesundheit eines Freundes und Bruders.“
Ebô’ney schüttelte ärgerlich den Kopf und packte Shah Rukh am Arm.
„Du bleibst jetzt sofort stehen oder... Saif! Den Göttern sei Dank, dass du gerade jetzt hier vorbei kommst. Vielleicht kannst du diesen Narren ja wieder ins Bett befördern!“
Saif erschrak, als er Shah Rukh sah, dessen Gesicht weiß wie frisch gefallener Schnee war, ließ sich jedoch nichts anmerken.
„Beine vertreten?“, fragte er leise, die keifende Ebô’ney ebenfalls ignorierend.
„Nein. Mich hat etwas geweckt, dem ich auf den Grund gehen muss.“
„Hat das nicht Zeit, bis es dir wieder etwas besser geht?“
„Saifu, bitte!“
Der Freund nickte bedächtig. Er kannte Shah Rukh gut genug, um zu wissen, dass es keinen Sinn hatte, ihn in dieser Stimmung aufhalten zu wollen.
„...du nicht sofort mitkommst muss ich die Katzen holen. Was meinst du, wie Soniye mit dir schimpfen wird, wenn sie sieht, dass...“
„Das ist eine sehr gute Idee!“, lenkte Shah Rukh plötzlich ein. „Und am besten nimmst du Saif auch gleich mit. Bringt Soniye her, meinetwegen auch Bhoot, und ich werde mich gehorsam fügen.“
„Aber...“ Ebô’ney schien sichtlich verwirrt.
„Ich hoffe, du weißt, was du tust, mein Freund“, wisperte Saif auf Hindi, dann wandte er sich an Ebô’ney und zog sie einfach mit sich fort. Im ersten Moment war sie viel zu verdutzt um zu

reagieren, doch schon bald konnte Shah Rukh sie wieder zetern hören. Er wartete noch einen Moment, dann verschwand er hinter der nächsten Hauswand, wo er etwas entdeckt zu haben glaubte. Und richtig, da saß Parian splitternackt auf dem Boden. Eine Hauswand und ein großes Fass gaben ihm Halt, der Blick war leer. Shah Rukh fragte nicht lange und wickelte seinen Bruder in die mitgebrachte Decke. Langsam hob der Halbelf den Kopf.
„Parian?“ Shah Rukh schüttelte ihn leicht an den Schultern. „Parian!“, wiederholte er eindringlicher.
Der Halbelf hob eine Hand und berührte Shah Rukh’s Lippen, verfolgte die Bewegungen, die sie beim Sprechen machten.
„Du redest wirklich mit mir, oder?“
„Ja, ich rede wirklich mit dir. Was ist los, chote bhai[1]?“
„Da war diese Stimme... In meinem Kopf, ich weiß nicht woher. Sie hat so seltsame Sachen gesagt, wie: er dürfe nicht sterben, er habe schon wieder einen Fehler gemacht, sei aber stark und sie brauche ihn. Dann war nur noch von Fell und Blut die Rede. Die letzten Worte klangen wie die Gedanken eines Tieres, aber ich habe noch nie ein Tier getroffen, dass so bösartige Gedanken hat. Sag, Shah Rukh, ich werde doch nicht etwa den Verstand verlieren, oder?“
Shah Rukh nahm seinen Bruder in den Arm.
„Was immer du in deinen Gedanken gehört hast, ich bin mir sicher, dass es dafür eine Erklärung gibt. Schau, du bist ein sensibles, magisch begabtes Wesen und hast erst vor kurzem entdeckt, dass du teleportieren kannst. Ich weiß nicht, wessen Gedanken du gehört hast, aber ich bin mir sicher, dass es sich eher um eine neue magische Fähigkeit handelt, als darum, dass du den Verstand verlierst. Und jetzt kommst du erstmal mit ins Krankenhaus. Ich glaube, wir können heute Abend beide ein bisschen Ruhe und Pflege gebrauchen. Kannst du aufstehen und laufen?“
Parian versuchte auf die Beine zu kommen, war jedoch zu schwach. Ohne ein weiteres Wort packte er Shah Rukh am Arm und teleportierte.

***

Soniye hatte sich gerade auf das kleine Sofa im Hinterzimmer des Krankenhauses gelegt um ein bisschen zu schlafen, als Ebô’ney sie wieder weckte. Zunächst verstand die Katze nicht, was Ebô’ney von ihr wollte. Dann begriff sie, dass Shah Rukh sich erneut aus seinem Zimmer geschlichen hatte. Soniye fragte sich, was diesmal geschehen würde. Denn als Shah Rukh sich das letzte mal unerlaubt aus dem Krankenhaus davongeschlichen hatte, war er unter einen seltsamen fremden Einfluss geraten und hatte seinen Bruder angegriffen. Mit einem Mal war Soniye hellwach. Sie folgte Ebô’ney und Saif in den langen Flur. Alle drei erschraken heftig, als plötzlich zwei kauernde Gestalten vor ihnen auftauchten. Es war nicht auszumachen, wer von den beiden sich in einem schlimmeren Zustand befand.
„Ebô’ney, hol bitte Mahi. Ich glaube, ich brauche Hilfe! Saif, du nimmst Shah Rukh, ich kümmere mich um Parian. Dritte Tür links bitte, in diesem Zimmer stehen zwei Betten.“
Shah Rukh war heilfroh, als er sich wieder hinlegen konnte. Der kleine Ausflug hatte ihn stärker geschwächt, als er zugeben wollte. Er wehrte energisch ab, als Soniye ihn untersuchen wollte und wies sie an, sich erst um Parian zu kümmern. Der wiederum trug ihr, wenn auch erheblich leiser, auf, sich zunächst um Shah Rukh zu kümmern.
„So, ihr Helden, jetzt hört ihr mir mal zu!“, schnaufte Soniye empört, beide Pfoten fest in die Hüften gestemmt. „Entweder ihr lasst mich jetzt in Ruhe meine Arbeit machen, oder... Hallo?

1 kleiner Bruder

Tse! Erst groß aufbegehren und dann einfach einschlafen, das haben wir gerne.“
Die Tür öffnete sich leise nach einem zaghaften Klopfen. Mahi schlüpfte ins Zimmer und sah Soniye fragend an. Gemeinsam untersuchten sie die beiden Männer, konnten jedoch nichts Ungewöhnliches feststellen. Shah Rukh war sowohl von den Wunden als auch von dem mentalen Kampf noch geschwächt und Parian schien sich dermaßen verausgabt zu haben, dass Körper und Geist einfach streikten und sich eine Auszeit verschafften. Mit anderen Worten nichts, was sich nicht durch viel Schlaf und gutes Essen wieder beheben ließe. Soniye entschuldigte sich bei Mahi für die späte Störung und kehrte in ihr kleines Zimmer zurück, wo sie nun endlich auch die verdiente Ruhe fand.

***

Es zeigte sich, dass Parian sich deutlich schneller erholte als Shah Rukh. Bereits am nächsten Morgen durfte er aufstehen, während Shah Rukh kaum die Augen offen halten konnte. Parian glaubte, dass es seine Schuld war, dass Shah Rukh diesen heftigen Rückfall erlitten hatte. Deshalb beschloss er, ihm eine ganz besondere Freude zu machen. Er besorgte sich eine große Tasche und suchte sich ein paar Sachen zusammen.
„Was machst du da?“
Parian fuhr zusammen.
„Mein Gott, Saif! Du hast mich zu Tode erschreckt!“
„Was machst du da?“, wiederholte Saif ungerührt seine Frage.
„Ich packe ein paar Dinge zusammen, die ich vielleicht brauchen werde.“
„Aha, und wofür wirst du sie brauchen?“
„Willst du mich etwa ausspionieren?“ Misstrauisch kniff Parian die Augen zusammen. Erneut fühlte er diese unerklärliche Aggressivität in sich. Es war, als ob sie zu jemand anderem gehörte und nicht zu ihm, dennoch hatte sie in in ihrer Gewalt. Mit Mühe bekämpfte er das Gefühl.
„Hey, man wird doch mal fragen dürfen. Du und Shah, ihr benehmt euch irgendwie seltsam. Vielleicht ergibt euer Verhalten unter Brüdern ja einen Sinn, aber als Außenstehender ist es sehr schwer zu verstehen.“
„Es tut mir leid, dass ich... Glaube mir, ich verstehe mich selbst nicht mehr. Ich fühle mich, als hätte jemand Gewalt über mich, als würde ich fremde Gedanken denken und fremde Gefühle fühlen. Und du bist bestimmt kein Außenstehender. Ein Freund gehört immer dazu.“
Ein scheues Lächeln huschte über Saifs Gesicht.
„Das hast du schön gesagt. Trotzdem fühle ich mich immer noch ein bisschen fremd auf Atlantis. Ich meine, Karan hat seinen Dad und Shah dich. Jeder hat einen Grund hier zu sein, nur ich nicht.“
„Vielleicht gibt es ja einen Grund und du hast ihn bisher nur noch nicht herausfinden können? Ich musste über 500 Jahre alt werden um herauszufinden, dass ich ein Teleporter bin.“
Saif sah Parian mit offenem Mund an. „Parian, wie alt bist du eigentlich wirklich?“
Der Halbelf grinste frech und wandte sich wieder seiner Tasche zu. Leise vor sich hinmurmelnd überprüfte er ihren Inhalt.
„Scheint alles da zu sein. Möchtest du mich begleiten?“
„Gerne, wenn du mir sagst, wohin die Reise geht?“
Parian zeigte mit großer Geste auf das Zentrum der Insel.
„Irgendwo dahin. Ich kenne den Weg nicht und weiß auch nicht genau, wo sich der Ort befindet, aber ich weiß sehr genau, wie es dort aussieht und deshalb werde ich ihn finden. Es ist zu weit

zum Laufen aber wozu bin ich ein Teleporter?“
„Aha. Und was gibt es an diesem geheimnisvollen Ort so besonderes?“
„Das wirst du dann sehen. Es ist ein Geschenk für Shah Rukh. Also, kommst du mit?“
Saif nahm Parian die Tasche ab und hängte sie sich über die Schulter.
„Blöde Frage, wo ich doch der geborene Abenteurer bin. Bereit, wenn Sie es sind, Sir!“ Saif salutierte.
Schnell schrieb Parian noch eine Nachricht, in der er ihre Abwesenheit erklärte und die Rückkehr für den folgenden Morgen ankündigte. Nach einer letzten Versicherung, dass alles in Ordnung war, nahm er Saif bei der Hand und sprang.
Sie landeten in einer felsigen Gegend. Parian orientierte sich kurz und sprang erneut. Nach einem weiteren Sprung waren sie am Ziel. Sie standen in einem kleinen Tal, dessen Boden mit saftigem Gras bewachsen war. Hoch erhoben sich die Berge um sie herum, die in Richtung Zentrum höher waren als in Richtung Atlantis Stadt und Katzendorf.
„Ich will dich ja nicht kritisieren, aber wir kommen hier doch wieder weg, oder?“
„Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Ich habe natürlich noch einen Sprung übrig, damit wir nach Hause kommen. Setz dich, wir müssen warten, bis es dunkel wird.“
„Und was werden wir dann sehen?“
„Abwarten“, antwortete Parian mit einem breiten Grinsen.
Sie setzten sich in den Schatten und warteten. Parian bot Saif Essen und Trinken ab, doch dieser lehnte ab. Sie redeten über Gott und die Welt, spielten Knopfschach und bemerkten kaum, wie die Zeit verging.
„Wir müssen noch auf den Mond warten“, erklärte Parian als die Dunkelheit hereinbrach. „Das, was ich suche, wird erst in seinem Licht sichtbar. Aber wir werden nicht mehr lange warten müssen, ich sehe ihn schon über die Felsen klettern. Du solltest dort auf die Wiese schauen, wenn du das Schauspiel nicht verpassen willst.“
Saif folgte Parians ausgestrecktem Arm und glaubte seinen Augen nicht. Kaum schien der Mond in das kleine Tal, verwandelte sich die Wiese in ein leuchtendes Wunder.
„Was ist das?“, fragte Saif atemlos vor Staunen.
„Die Elfen nennen sie Sterneblumen. Sie blühen nur einmal im Jahr, wenn der Vollmond in dieses Tal scheint. Sie fangen das Mondlicht ein und gehören zu den größten Kostbarkeiten der Insel, weil dieses Tal so schwer zugänglich ist. Komm, wir pflücken eine für Shah Rukh.“
Parian zauberte ein Messer aus seiner Tasche und sah suchend über die Wiese. Endlich fand er eine Blüte, die seinen Vorstellungen entsprach. Behutsam trennte er sie mit dem Messer vom Stiel, hüllte sie in ein Tuch und steckte sie in die Tasche.
„So, das war’s. Jetzt können wir uns ein bisschen ausruhen. Es sei denn, du möchtest sofort zurück?“
„Von mir aus können wir noch etwas bleiben. Das Tal ist so schön. Wer weiß, wann ich so etwas Wundervolles noch einmal sehen werde.“
Parian legte sich neben Saif auf den Boden und schloss die Augen. Er war beinahe eingeschlafen, als seine Gedanken verschwanden und sein Kopf leer wurde. Noch bevor er sich darüber wundern konnte schlug er unsanft auf dem Boden auf.
„Parian? Alles in Ordnung mit dir? Wo sind wir? Und wie sind wir hierher gekommen?“
Der Halbelf rappelte sich mühsam hoch. Seine Handgelenke schmerzte und als er aufstehen wollte, fuhr beißender Schmerz durch seinen rechten Knöchel und für einen kurzen Moment glaubte er ohnmächtig zu werden. Besorgt untersuchte Saif den Fuß, was noch mehr Schmerzen verursachte.

„Den hast du dir ziemlich böse verstaucht, Alter. Ich denke, das war's dann mit unserer Heimkehr. Bleibt die Frage, wo wir sind."
Parian setzte sich auf. Der kalte, feuchte Fels in seinem Rücken ließ darauf schließen, dass sie sich tief unter der Erde befanden. Es war dunkel, nur die Sternenblume, deren Licht selbst durch Tasche und Tuch schien, erhellte die Umgebung ein wenig. Parian holte sie hervor und hob sie hoch über seinen Kopf. Jetzt konnten sie ein paar Meter weit sehen. Sie befanden sich in einem Tunnel, der sich in beide Richtungen endlos auszuweiten schien.
„Da wir unseren Weg selber suchen müssen, darfst du entscheiden, in welche Richtung wir gehen sollen", sagte Saif trocken.
„Gehen gehört im Moment definitiv nicht zu meinen bevorzugten Tätigkeiten." Seufzend schloss Parian die Augen. „Lass uns in diese Richtung gehen. Ich spüre, dass es dort eine große Menge Tiere gibt. Wo Tiere sind, ist meist auch ein Ausgang und wenn nicht können sie uns vielleicht helfen den Weg nach draußen zu finden."
„Und wie willst du die gewünschten Antworten erhalten? Sprichst du Fledermausisch oder was?"

„Na ja, so ähnlich. Ich hab halt einen guten Draht zu Tieren, das ist alles. Es wäre zu viel gesagt, dass ich ihre Sprache spreche, wir können uns halt einfach irgendwie verständigen. Hilfst du mir bitte hoch?"
Parian stützte sich schwer auf Saif's Schulter und humpelte mühsam in die angegebene Richtung. Sie sprachen kein Wort, bis sie an eine Weggabelung kamen. Wieder konzentrierte Parian sich.
„Das gibt's doch nicht!", rief er plötzlich.
„Was?"
„Ich weiß, warum wir hier sind. Irgendwo dort hinten gibt es ein Artefakt! Das erklärt auch, warum ich ohne es zu wollen teleportiert bin."
„Das musst du mir genauer erklären."
„So genau weiß ich das leider auch nicht. Ich weiß nur, dass es diese Artefakte gibt und ich sie zusammen mit Ebô'ney finden muss, um Atlantis zu retten. Es ist jetzt schon ein paar mal passiert, dass mich ein Artefakt angezogen hat. Mein Kopf wird leer und ich teleportiere quasi unbewusst. Zu dumm, dass es diesmal ausgerechnet der letzte Sprung war und wir jetzt laufen müssen. Entschuldige bitte, Saif."
„Warum entschuldigst du dich denn jetzt? Ich meine, abgesehen davon, dass du kaum laufen kannst, ist es doch ein richtiges Abenteuer. Und ich liebe Abenteuer! Man nennt mich schließlich nicht umsonst Indiana Khan!"
„Aha", machte Parian. Er verstand nicht, worüber Saif sprach, wollte es jedoch nicht zugeben. Mit neuem Elan folgten sie dem Weg. Parian, weil er einem neuen Artefakt auf der Spur war und Saif, weil er voll und ganz in der Rolle des Abenteurers aufging.

***

Immer wieder las Ebô'ney die kurze Notiz, die sie im Pavillon gefunden hatte. Dort war der Zeitpunkt für die Rückkehr von Parian und Saif für den Morgen angekündigt worden und jetzt war es schon beinahe Mittag. Ob sie sich Sorgen machen sollte? Bei Parian war sie sich sicher, dass er sehr gut alleine auf sich acht geben konnte. Aber Saif? Immerhin war er ein Freund von Shah Rukh, den sie mittlerweile mehr und mehr zu schätzen gelernt hatte. Zu allem Überfluss war auch noch Rah'ụn verschwunden. Er war der einzige, den sie um Rat fragen konnte. Sie

beschloss noch ein paar Stunden zu warten. Schließlich war Parian ein Elf und die waren bekanntermaßen das Unzuverlässigste, was man sich vorstellen konnte. Und wenn Saif etwas geschehen war?

***

Sie machten eine Pause. Zwar hielt Parian sich tapfer, aber Saif bestand auf Pausen, damit der Freund sich nicht verausgabte. Sie gönnten sich etwas von Parians Proviant, nur eine Kleinigkeit für einen hohlen Zahn, weil sie mit ihren Vorräten Haushalten mussten. Hinterher waren sie beinahe noch hungriger als zuvor. Sie einigten sich darauf, ein wenig zu schlafen.
„Was soll ich nur tun?“
Saif erwachte aus unruhigem Schlaf. Was hatte ihn geweckt?
„Er ist zu schwach. Darf ihn nicht sterben lassen!“
Die Stimme klang seltsam fremd und verzerrt.
„Warum war er so stark? Er ist doch nur ein Mensch. Warum konnte er ihn so einfach abwehren? Was soll ich nur tun?“
Vorsichtig setzte Saif sich auf. Waren sie etwa nicht mehr alleine?
„Muss jagen aber darf mich nicht verraten. Habe ich den falschen Verbündeten gesucht? Aber er hat so ein großes Talent!“
Nur langsam begriff Saif, dass es Parian war, der im Schlaf sprach.
„Muss Kraft gewinnen und ihn heilen. Wenn er wieder genesen ist, kann ich ihn stärker machen. Niemand soll meinem Meister und mir widerstehen!“
Saif kniete sich neben Parian und versuchte ihn zu wecken. Endlich schlug er die Augen auf.
„Wass’n los?“, nuschelte er verwirrt.
„Du hast seltsame Dinge im Traum gesagt, da habe ich mir Sorgen gemacht.“
Parian erbleichte.
„Was habe ich gesagt?“
Saif wiederholte so gut er konnte.
„Das ist *sie*“, stöhnte er entsetzt auf. „Sie hat mich schon einmal gequält aber ich weiß nicht, warum oder wer sie ist. Ich höre ihre Stimme in meinen Gedanken und.... Ob ich wahnsinnig werde?“
„Es wird einen Grund für diese Stimme geben“, erklärte Saif. „Du bist nicht der Typ, der wahnsinnig wird. Ich bin sicher, kommt Zeit kommt Rat und du wirst rausfinden, warum du diese Stimme hörst. Was ist, wollen wir weiter gehen?“ fragte er, um den Freund abzulenken.
Parian schien die Ablenkung dankbar anzunehmen. Mühsam kam er auf die Beine. Seinem Fuß schien die Ruhepause gut getan zu haben, war aber immer noch nicht voll belastbar. Auf Saif gestützt humpelte er in die Richtung, in der er das Artefakt vermutete.
Sie hatten jegliches Zeitgefühl verloren, wussten nicht mehr, wie lange sie schon durch die unterirdischen Tunnel geirrt waren, als sich der Weg erweiterte. Vor ihnen lag eine Art Höhle, mit hoher Decke und seltsam gemustertem Boden.
„Was ist, warum gehst du nicht weiter?“, fragte Parian, der nach dem Marsch wieder stärker auf Saifs Hilfe angewiesen war. Vorsichtig verlagerte er sein Gewicht und entlastete den verletzten Fuß.
„Ich weiß nicht, irgendetwas an dem Boden vor uns irritiert mich. Sieh dir doch nur das Muster an. Findest du es nicht auch seltsam, dass wir nach diesen rohen Felswänden mit dem unbehandelten Boden nun plötzlich auf diese Halle treffen, wo der Boden mit kunstvoll

verzierten Fliesen bedeckt ist?“ Saif legte den Kopf schief und hob die Sternenblume, damit sie alles besser sehen konnten. „Sagen dir die Symbole auf den Fliesen etwas?“
Parian schüttelte den Kopf.
„Auch gut. Du bleibst hier sitzen, bis ich den richtigen Weg gefunden habe.“
Vorsichtig kniete Saif sich auf den Boden und drückte auf die Fliese, die ihm am nächsten war. Sie gab unter dem Gewicht nach. Die Fliesen gleichen Musters in ihrer Umgebung brachen ebenfalls weg und gaben den Blick auf einen mehr als ungemütlichen Abgrund frei.
„Regel Nummer 1: Benutze keine Fliesen, von denen viele nebeneinander liegen“, stellte Saif zufrieden fest.
Wenn er diese Regel beherzigte blieben nur noch zwei verschiedene Fliesen übrig. Saif entschied sich für eine, deren Symbol ihn an einen Pfeil erinnerte. Dass er mit seiner Assoziation recht behielt, zeigte sich schnell. Denn kaum hatte er Druck auf die Fliese ausgeübt, öffneten sich kleine Löcher an den Wänden und es hagelte genug Pfeile, um eine ganze Armee damit auszurüsten. Schließlich drückte Saif auf die nächste Fliese und diesmal geschah nichts.
„Wenn wir darüber wollen“, erklärte er Parian, „dürfen wir nur auf die Fliesen treten, die einen Kreis als Muster haben. Alle anderen bringen uns um. Schaffst du das?“
Der Halbelf warf einen skeptischen Blick über den etwa 20 m breiten Platz und nickte.
„Ich bin hart im Nehmen. Hab schon Schlimmeres überstanden.“
Saif nickte und wagte vorsichtig den ersten Schritt. Hinter sich konnte er Parian unterdrückt stöhnen hören. Um die Gefühle seines Freundes nicht zu verletzen, ging Saif betont langsam weiter. Erst als er auf der anderen Seite angekommen war, wandte er sich um. Mit Schrecken sah er, dass Parian seine Kraft verlor. Er wankte und trat auf eine Pfeilfliese. Hastig packte Saif zu und zog ihn zu sich in den rettenden Tunnel, kurz bevor die Pfeile ihn durchbohrt hätten.
„Danke“, keuchte Parian. „Das war knapp. Aber ich....“
„Schon gut. Kannst du weiter oder brauchst du eine Pause?“
„Danke, es geht schon. Jetzt habe ich dich ja wieder an meiner Seite.“ Parian grinste Saif schief an und der Freund bot ihm Arm und Schulter als Stütze an, was der Halbelf dankbar an nahm.
Der Weg veränderte sich. Die Decke des Tunnels war nun höher, der Weg breiter, der Boden glatter. Schon bald erreichten sie die nächste Falle, die Saif, der selbsternannte Abenteurer, selbstsicher entschärfte.
„Sieht so aus, als hätte jemand etwas Wichtiges zu verbergen“, sagte er und sah in die Fallgrube mit den spitzen Speeren, die jeden aufgespießt hätten, der hineingefallen wäre. Erst in letzter Sekunde war ihm die leicht unterschiedliche Färbung im Boden aufgefallen. Ein dicker Felsbrocken diente ihm als Helfer, öffnete die Falltür und ließ nur einen schmalen Sims am Rand frei. Wieder fiel es Parian nicht leicht, die Falle zu überwinden und erneut musste Saif ihm helfen.
Nach einer erneuten Pause, die ohne weitere Zwischenfälle verlief, gingen sie weiter. Irgendwann fiel ihnen auf, dass es heller wurde. Weit vor ihnen gab es eine Lichtquelle. War es Tageslicht?
Sie beschleunigten ihre Schritte und landeten in einer Höhle, die tatsächlich einen Ausgang hatte, nur lag dieser ungefähr 200 m über ihnen und war schlicht unerreichbar. Doch es war nicht die Öffnung in der Decke, der Parian und Saif den Atem raubte.
In der großen Höhle, in der sie sich befanden, lagen mehrere Skelette auf dem Boden. Einige trugen Kleidung, wie gewöhnliche Atlanter sie trugen, bei anderen wirkte die Kleidung fremdartig. Die meisten Skelette wirkten menschlich, aber ein Schädel wirkte als stamme er von einer Katze. Parian setzte sich auf den Boden, peinlich genau darauf bedacht, dass er keinem der

Skelette zu nahe kam. Müde sah er sich um und ahnte plötzlich, wo sie sich befanden.
„Dies ist die legendäre Grabkammer der alten Elfen“, sagte er in die entstandene Stille hinein. „Ich habe von diesem Ort gehört und ihn für eine Legende gehalten. Ich glaube, es gibt kaum noch einen Elfen, der weiß wo sich dieser heilige Ort befindet. Zumindest haben die Elfen in meinem Clan stets verzweifelt danach gesucht. Jeder Elf sehnt sich danach, hier begraben zu werden.“
„Sieht so aus, als hätten einige Fremde diesen Ort ebenfalls gefunden“ , sagte Saif und betrachtete die Skelette. Manche lehnten an den Wänden, einige sahen aus, als wären sie durch das Loch heruntergefallen.
„Es ist eine großartige Leistung, dass sie, ebenso wie wir, den Weg hierher gefunden haben. In den Geschichten, die ich gehört habe, hieß es, dass alle Wege, die von diesem Ort wegführen gleichzeitig auch wieder hinführen. Nur Elfen soll es gelungen sein, diesen Ort wieder zu verlassen.“
„Dann bin ich aber verdammt froh, dass du uns früher oder später hier wieder rausteleportieren kannst. Was macht denn dein Artefakt?“
„Es muss sich ganz in der Nähe befinden. Aber im Moment bin ich zu erschöpft um danach zu suchen.“
„Dann schlage ich vor, dass wir uns ausruhen.“
Saif suchte einen Platz aus, der nicht mit Skeletten bedeckt war und half Parian, sich zu setzen. Der Elf schlief sofort ein.

***

Der Abend kam über Atlantis und mittlerweile machte sich nicht nur Ebô’ney Sorgen um Parian und Saif. Suchtrupps wurden losgeschickt, obwohl man sich im Klaren darüber war, dass ein Suchtrupp bei einem Teleporter nahezu sinnlos war. Parian und Saif konnten überall auf der Insel sein. Nach kurzer Beratung beschloss Bhoot, dass sie zwei Tage warten sollten. Sie alle wussten, dass Parian hin und wieder zwei Tage Pause benötigte, um seine Kräfte wieder einsetzen zu können. Vielleicht war dies ja das einzige Problem, das eine Rückkehr verhinderte. Trotzdem sandte man Tauben an befreundete Dörfer auf ganz Atlantis aus und bat darum, nach Parian und Saif Ausschau zu halten. Mehr konnte man im Moment wohl nicht tun. Eine Erkenntnis, die besonders die Freunde der Verschwundenen alles andere als beruhigte.

***

Es war Nacht, als sie zeitgleich erwachten. Der Mond war nicht zu sehen, so dass sie immer noch nicht einschätzen konnten, wie lange sie schon in den Katakomben der Elfen gefangen waren. Saif erhob sich und ging zu einer kleinen Stele, die in der Mitte der Höhle stand und legte die Sternenblume darauf. Das Licht der magischen Blume erhellte nicht nur die Höhle, sondern gab auch ihr Geheimnis Preis. Die ehemals kahlen Wände saugten das Licht auf. Umrisse erschienen, die sich als Grabkammern entpuppten. Die Felswände wurden durchsichtig wie Kristall und gaben den Blick auf perfekt konservierte Elfen frei.
„Es wirkt, als würden sie nur schlafen“, hauchte Saif ergriffen. „Und schau dir nur die Frauen an, wie schön sie sind!“
„Das erhabene Volk der Vorfahren“, erklärte Parian nicht minder ergriffen. „Man sagt, sie seien reiner und schöner gewesen, als die jetzigen Elfen. Einige Geschichten behaupten sogar, sie seien

der Liebe fähig gewesen, weswegen es auch heute hin und wieder Elfen wie meine Mutter gibt, die wahrhaftig lieben können.“
„Was ist geschehen?“
Parian zuckte mit den Schultern. „Man sagt, dass ein grausamer König nach Atlantis kam und den Krieg, den Elfen und Katzen zu dieser Zeit bereits beendet hatten, neu entfacht habe. Erst durch ihn sei die tiefe Feindschaft zwischen den beiden Völkern entstanden und es sei sein Hass gewesen, der die Seele der Elfen auf ewig verdorben habe. Leider gibt es kaum Aufzeichnungen über diesen König oder die Ursprünge über den Hass zwischen unseren Völkern. Die Völker von Atlantis waren nie gut darin, ihr Wissen zu konservieren. Selten gab es Elfen, die Bücher schrieben und wenn, dann kümmerten sie sich nicht um Geschichte sondern hielten Gedichte oder Gesänge an den Mond fest. Lauter unwichtiges Zeug halt.“
Saif entdeckte ein Grab, in dem ein Buch lag und wies Parian darauf hin. Nach einem kleinen Ritual der Entschuldigung griff der Halbelf in das Grab und holte das Buch hervor. Es sah aus, als wäre es gerade erst geschrieben worden. Er reichte es Saif, denn er hatte etwas anderes entdeckt, dass seine Aufmerksamkeit fesselte. Im Nachbargrab lag eine kleine Sanduhr mit kupferfarbenem Sand, die ihn wie magisch anzog. Als er sie in der Hand hielt wusste er, dass er das gesuchte Artefakt gefunden hatte.
„Ich hab’s gefunden!“, rief er triumphierend und hob seinen Schatz siegessicher in die Luft.
„Das Buch ist auch sehr interessant. Es wurde von einer Elfe geschrieben, die Magd am Hofe von Lord Thanatos war, der sich wohl später König nennen ließ. Er hatte eine Frau, Lady Ilyana, die auf ganz Atlantis für ihre Schönheit berühmt war. Die Magd wurde zur Zofe der Lady ernannt und später ihre Freundin. Das steht zumindest auf der ersten Seite. Es scheint das Tagebuch der Zofe zu sein. Was meinst du, ob wir es mitnehmen dürfen?“
„Ich bin sicher, sie hat nichts dagegen. Wer seine Geschichte aufschreibt und sie dazu noch mit einem erklärenden Vorwort versieht, möchte bestimmt, dass sie gelesen wird.“
„Kannst du eigentlich wieder teleportieren?“

***

Ebô’neys Sorge wich heißer Wut. Sie fühlte sich von Parian und Rah’ụn verraten. Beide hatten sich ohne eine nennenswerte Nachricht aus dem Staub gemacht und hielten es nicht für nötig, sich zu melden. Wozu brauchte man Freunde, wenn sie diese Freundschaft offensichtlich nicht zu schätzen wussten? Am meisten ärgerte sich Ebô’ney darüber, dass die Sorge um die Verschwundenen sie von ihrer Arbeit ablenkte. Immer wieder verließ sie die Baustelle, um Bhoot mit ihren Fragen nach Neuigkeiten auf die Nerven zu gehen. Als es Abend wurde, machte sie sich auf den Weg zum Krankenhaus. Immerhin ging es Shah Rukh wieder besser, kam es ihr in den Sinn, während sie auf Amy wartete. Sie schien die einzige zu sein, die ihre Sorgen verstand und ihr geduldig zuhörte. Die Zweitagesfrist war an diesem Tag abgelaufen. Am nächsten Morgen sollte wieder mit der Suche begonnen werden aber bis dahin...
„Ebô’ney, Allah sei Dank, dass du hier bist. Kannst du mir bitte helfen?“
Ebô’ney wandte sich zu der Stimme um und traute ihren Augen nicht. Da stand Saif und bat sie um Hilfe, als wäre nichts geschehen! Erst auf den zweiten Blick bemerkte sie Parian, der neben Saif an der Mauer lehnte, das Gesicht kreidebleich. Für einen kurzen Augenblick siegte ihre Sorge über ihre Wut und sie kniete sich neben dem Halbelfen auf den Boden.
„Ihm fehlt nichts“, versuchte Saif sie zu beruhigen. „Etwas zu essen, etwas Schlaf und jemand, der sich um seinen verstauchten Knöchel kümmert, dann...“

„Du Idiot!“, unterbrach ihn Ebô’ney aufgebracht. „Du verdammter Idiot! Es ist ja wohl mal wieder typisch, für einen rücksichtslosen Elfen wie dich, dass du so sorglos mit deinen Fähigkeiten umgehst, dass du nicht wieder zurück kommst und uns in Angst und Schrecken versetzt! Was fällt dir ein....“
Parian hob die Hand und legte sie Ebô’ney auf den Mund, damit sie schwieg.
„Ich kann nichts dafür. Ich hatte noch einen Sprung für die Heimkehr übrig, doch dann hat mich ein Artefakt gerufen und....“
„Du hast ein Artefakt?“, fragte Ebô’ney ungläubig, nachdem sie seine Hand von ihrem Mund gezogen hatte.
„Ja, ich habe wieder eines gefunden. Und ich wäre dir sehr dankbar, wenn du nicht so schreien würdest, weil ich schreckliche Kopfschmerzen habe.“
„Das machen Hunger und Durst“, mischte sich eine ruhige, schnurrende Stimme ein. „Ihr könnt später alle Details dieses Abenteuers klären, jetzt ist es erstmal wichtiger, dass die beiden etwas Ruhe bekommen.“
Amy hob Parian auf eine Trage, als wäre er so leicht wie eine Stoffpuppe. Verwirrt sah Ebô’ney zu, wie sich die Tür hinter ihm schloss. Was war das für ein seltsames Gefühl, dass sich plötzlich in ihrer Brust breit machte?

Stolz und Vorurteil

„Trink das, es wird dir gleich besser gehen“, sagte sie und reichte ihm einen blauen Becher aus Ton, in dem eine Nektar ähnliche Flüssigkeit schwamm. Nur widerwillig nahm er es ihr aus der Hand, darauf bedacht, sie so wenig berühren zu müssen wie nur möglich. Sie setzte sich zu ihm, doch er drehte ihr den Rücken zu, mit zitternden Händen in kleinen Schlucken trinkend. In dem abgedunkelten Raum war es schwer, seinen Gesichtsausdruck zu erkennen, doch sie wusste instinktiv, dass sein Gesicht schmerzverzerrt war.
„Brennt dein Hals immer noch? Ist es schlimmer geworden?“, fragte sie, doch er antwortete ihr nicht. Ein trauriges Seufzen entrann ihr, ließ sie zusammen zucken, vor Überraschung einer solchen Reaktion ihrerseits. Als sie seine Schulter sanft berühren wollte, wich er von ihr weg. Seine Augen suchten nach den ihren, blickten sie vorwurfsvoll an. Doch das ließ sie nicht den stechenden Schmerz in ihrem Herz spüren, es war die Farbe seiner Augen, die ihr Kummer bereiteten. Eine milchig trübe Farbe, die ihn zwar noch sehen, aber das Sonnenlicht nicht mehr ertragen ließ. Er wandte sich wieder von ihr ab. Erneut wanderte ihre Hand zögerlich zu ihm, doch sie zog sie kurz vor der Berührung wieder zurück.
„Du kannst mich nicht ewig mit deinem Schweigen bestrafen Nemo“, flüsterte sie, den Blick traurig zu Boden gesenkt.
Die Stille erdrückte sie, legte sich schwer auf ihre Glieder.
„Ich weiß, ich bin mit vielem zu weit gegangen. Das tut mir leid. Ich habe nicht gelernt, anders zu handeln. Ich wollte dich nie verletzen, ich tat Dinge, um deine Aufmerksamkeit zu erlangen, weil ich mich in dich verliebt habe. Bitte schweige nicht. Jede Strafe für meine Fehler ist mir recht, doch diese Ignoranz deinerseits mir gegenüber ist unerträglich.“
Nemo stellte den Becher lautlos neben sich. Sein Blick fiel zum geschlossenen Fenster, verweilte an den dunklen Vorhängen, verlor sich darin. Er hörte die Armreifen an ihren Hand- und Fußgelenken klirren, vernahm das Rascheln ihrer Kleidung, spürte, wie sie sich erhob und sich vor ihn setzten wollte. Ruckartig hob er die Hand und bedeutete ihr dort zu bleiben, wo sie war, ihm nicht näher zu kommen. Ein brennender Schmerz zuckte durch seine Knochen, nahm ihm die Luft zum atmen. Er stöhnte leise auf.
„Soll ich dir etwas gegen den Schmerz holen?“, drang ihre sorgenvolle, halb panische Stimme an sein Ohr. Mit Mühe schaffte er es, den Kopf zu schütteln.
„Sag mir bitte, wie es dir geht!“ Es war mehr eine Aufforderung als eine Bitte, doch er kam ihr nicht nach.
Die Tür öffnete sich und Mahi kam herein, durchbrach die unangenehme Stille. Kleopatra zog sich sofort in eine Ecke des Zimmers zurück, überließ der Katze das Feld.
„Hast du Schmerzen?“, fragte Mahi Nemo und tastete ihn mit ihren Pfoten behutsam ab.
„Ja ... es ist beinahe unerträglich“, krächzte er mit rauer, belegter Stimme.
„Das Getränk sollte dir ein wenig Linderung verschaffen. Ich habe es selbst aus ein paar Heilkräutern zusammen gestellt. Esme hat es mir gezeigt. Aber versprechen das es wirkt, kann ich dir nicht.“
Nemo streichelte Mahi über den Kopf, sodass sie leicht schnurrte. „Wie geht es Esme? Verläuft alles gut mit den Kätzchen?“, fragte er und zwang sich zu einem leichten Lächeln.
Ein Strahlen breitete sich über dem Gesicht der Katze aus. „Es ist alles in Ordnung. Mittlerweile geht ihr die Trächtigkeit auf die Nerven. Sie wird ungeduldig, so sehr freut sie sich auf ihre Kleinen. Und Bhoot zerspringt beinahe vor Stolz.“
Nemo lachte leise auf, doch sogleich verfiel er in ein kräftiges Husten. Sein Körper bäumte sich

auf und erzitterte, doch Mahi schaffte es ihn wieder zu beruhigen.
„Du solltest jetzt schlafen, damit dein Körper Kraft und Energie sammeln kann.“
Mahi half Nemo sich bequem hinzulegen und deckte ihn zu. Sie ging zur Tür und wartete dort auf Kleopatra. Diese hockte sich neben ihn ans Bett.
„Schlaf gut. Werde bald wieder gesund“, flüsterte sie, doch er reagierte nicht darauf und drehte sich auf die andere Seite, mit dem Rücken in ihre Richtung. Traurig verließ Kleopatra das Zimmer.
Leise schloss Mahi die Tür zu Nemos Zimmer und blickte Kleopatra mitfühlend an.
„Irgendwann wird er dir verzeihen, da bin ich mir sicher“, sagte sie.
Kleopatra schüttelte den Kopf, während sie die Bilder an den Wänden des Flurs vor Nemos Zimmer musterte. „Ich habe die Beziehung zwischen uns zerstört ... wenn es denn überhaupt je irgend eine Beziehung gegeben hat.“ Kleopatra lief langsam in Richtung ihrer Gemächer, Mahi folgte ihr.
„Das glaube ich nicht“, sagte die Katze aufrichtig, „du hast dich seit du in den Kristallpalast zurück gekehrt bist sehr fürsorglich um Nemo gekümmert, bist sogar in den Tempel gegangen und hast für ihn gebetet – nicht zu vergessen, dass du um Vergebung für deine Fehler gebetet hast. Das ist ihm bestimmt aufgefallen. Er schmollt nur ein wenig ... wie ein kleines Kind...“
„Er hasst mich“, unterbrach Kleopatra die Katze, „Ich habe ihm sehr weh getan und das kann er mir nicht verzeihen. Ich sollte mich damit abfinden. Was habe ich mir überhaupt eingebildet. Er liebt mich nicht, auch wenn ich es immer geglaubt habe.“
Mahi hielt Kleopatra an der Schulter fest und zwang sie dazu, stehen zu bleiben. Sie drehte sie zu sich herum, damit sie in ihre grünen Augen blicken konnte.
„Du hast dir das nicht eingebildet. Er liebt dich wirklich, dass spüre ich einfach. Du musst mir das glauben.“
Kleopatra lachte, aber nicht aus Spott, sondern aus ehrlicher, freundlicher Belustigung.
„Meine liebe Mahi, in der ganzen Zeit bist du mir doch tatsächlich eine gute Freundin geworden. So jemanden wie dich hatte ich noch nie. Ich danke dir für deine Worte, aber wir können die Tatsachen nicht verleugnen. Ein paar Wochen Fürsorge und Gebete lassen ihn nicht meine Taten vergessen.“
„Und wenn doch?“, antwortete Mahi.
Die Ägypterin streichelte der Katze sanft über den Rücken.
„Ich bin Kleopatra, Mahi, geboren um eine Königin zu sein, erzogen worden, um über Völker zu herrschen. In meiner ganzen Art spiegelt sich Macht wider. Ich bin nicht so wie Nemo, wir haben nichts gemeinsam. Seine Aufopferungsbereitschaft und seine Güte den Bewohnern seiner Insel gegenüber sind mir fremd. Solange ich nicht so sein kann wie er, solange wird er mich ignorieren. Menschen ändern sich nicht so leicht. Obwohl ich mich danach sehne eine normale Frau zu sein ... komme ich einfach nicht aus meinem Verhalten als Königin heraus. Ich habe nichts anderes kennen gelernt. Die Menschen, und auch Nemo, kennen mich nicht anders. Ich werde mich nie ändern können. Ich habe gar keine Chance dazu. Entweder werden die Menschen mir nicht glauben, oder mein eigener, innerer Stolz verbietet es mir. So oder so ist mein Schicksal besiegelt.“
Mahi und Kleopatra erreichten die Gemächer der Ägypterin. Vor den Türen blieb Kleopatra noch einmal stehen, als hätte sie Angst ihre Räume zu betreten.
„Niemandes Schicksal ist besiegelt“, sagte Mahi entschieden. „Ich bin mir sicher, dass du dich ändern kannst. Du hast doch immerhin schon einen Anfang gemacht. Du bist hier, hast dich um Nemo gekümmert und zugelassen, dass wir Freunde werden. Du hast selber gesagt, dass du

deine Taten sehr bereust, dass sie dir leid tun. Und du hast den Willen, dich zu ändern. Das haben viele nicht.“
Kleopatra hielt den Handrücken an die Stirn, eine Geste der Verzweiflung.
„Und wie soll ich das anstellen? Sieh mich doch an! Alles an mir zeugt davon, eine skrupellose Herrscherin zu sein. Meine Kleidung ... mein ganzes Äußeres ... alles im Stil einer Königin. Selbst meine Gemächer sind einer Königin mehr als nur würdig. Niemand wird mich so akzeptieren.“ Sie öffnete die Tür zu ihren prunkvoll eingerichteten Räumen und wollte sich darin flüchten, doch Mahi stemmte sich dagegen und hielt sie auf.
„Dann musst du dich nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich verändern, musst so aussehen wie die Frauen von Atlantis. Wenn du das gemacht hast, wird dich kaum jemand mehr erkennen und dann hast du die Chance dich und dein Leben zu ändern.“
„Und du glaubst, dass das wirklich funktionieren könnte?“, fragte Kleopatra unsicher.
„Ich bin deine Freundin Kleo, glaube mir, es ist ein guter Weg. Ich werde dir dabei helfen. Zusammen schaffen wir das.“

***

Es herrschte Durcheinander in Nemos Gedanken. Der Zwiespalt in ihm wurde immer größer, ließ ihn wahre Gefühle von Falschen nicht mehr unterscheiden. Er glaubte zunehmend mehr an das, was er sich einredete.
Das hatte keine Zukunft. Ein Zusammenleben mit Kleopatra war in weite Ferne gerückt, war für ihn nicht mehr greifbar. Zu viele Dinge standen zwischen ihnen, zu oft hatte sie ihn enttäuscht, ihn verletzt. Er konnte ihr nicht mehr vertrauen. Außerdem würden ihnen sowieso nicht mehr viele Augenblicke gemeinsam bleiben. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er nicht mehr die Kraft hatte, gegen seinen schlechten Zustand zu kämpfen. Sein Tod war abzusehen.
Andererseits hatte sie sich in den letzten Wochen sehr um ihn gesorgt. Dass sie sich um ihn gekümmert hatte zeigte ihm, dass ein Fünkchen der Aufopferungsbereitschaft, nach der er so lange gesucht hatte, in ihr vorhanden war. Sie war keine schlechte Frau, dass wusste Nemo tief im Innern seines Herzens. So viele schöne Momente, die sie miteinander erlebt hatten, sie alle überwogen die Schlechten. Kleopatra war die schönste und stolzeste Frau, die er je gesehen hatte. Sie hatte ihn schon immer fasziniert.
Nemo warf die Bettdecke beiseite und ging unter großer Anstrengung zu einem der Fenster seines Schlafgemachs. Vorsichtig öffnete er den dunklen Vorhang ein wenig. Er musste blinzeln, als die eindringenden Sonnenstrahlen sein Gesicht trafen, einen brennenden Schmerz in seinen Augen hinterließen.
Er liebte sie und das war ihm bewusst. Er liebte sie mehr als diese Insel, die ihn langsam in den Tod trieb. Er machte ihr keine Vorwürfe für ihre Taten, gab sich lieber selbst die Schuld dafür, nicht rechtzeitig eingegriffen zu haben, ihr nicht die Liebe zurück gegeben zu haben, die sie ihm gegeben hatte. War es sein Stolz gewesen? Hatte er sich nicht getraut diesen Schritt zu tun? Warum hatte er ihr nie seine Gefühle offenbart? Dass er ihr nicht mehr vertrauen konnte war eine Lüge, die er sich selbst eingeredet hatte. Er würde ihr sein Leben anvertrauen. Doch er konnte nicht. Er musste sie schützen – musste sie vor dem Leid bewahren, das ihnen bevorstand. Nemo wusste was passieren würde, wenn sie eine Beziehung eingehen und er sie dann verlassen würde.
Der Inder musste lächeln. Ein spöttisches, gequältes Lächeln.
„Ich bin lange Zeit vor der Liebe davon gelaufen und jetzt wo mir das Leben davon läuft, bin ich bereit die Liebe wieder zu akzeptieren. Was soll ich tun? Ihr meine Liebe gestehen? Wenn meine

engsten Freunde es nicht ertragen können mich sterben zu sehen, wie soll sie es dann ertragen wenn sie um meine wahren Gefühle weiß? Wie soll ich ihr sagen, dass dieser Mann ... dieses Herz zum ersten mal seit langem wieder wirklich für jemanden schlägt? Das es ihren Namen haucht. Wie soll ich ihr sagen, dass dieses Herz zum ersten mal seit Jahrtausenden wieder ehrlich jemanden liebt? Kleopatra, die Liebe dieses Mannes ist zwar stark, nur ist er leider selbst sehr schwach. Wie kann ich ihr die Liebe eines so schwachen Mannes schenken?“, flüsterte Nemo zu sich selbst und wischte mit dem Handrücken Tränen von den Wangen.
„Ich darf es nicht. Ich darf ihr das nicht antun. Es gibt keine Zukunft für diese Liebe. Sie soll nicht an einer unerfüllten, durch den Tod zerbrochenen Liebe leiden müssen. Niemand sollte so leiden müssen, wie ich es getan habe und immer noch tue.“
Nemo zog den Vorhang zu, sperrte das Licht aus seinem Zimmer und verkroch sich in der Dunkelheit, in den Tiefen seiner Selbst.

***

Kleopatra war nicht ganz überzeugt von dem, was Mahi mit ihr tat. Die Katze hatte die Ägypterin auf einen Stuhl gesetzt, den großen Spiegel vor ihr mit einem Laken zugedeckt und war mit einem Eimer Wasser und einem Leinentuch gerade damit beschäftigt, die dicken Lagen von Make up aus Kleopatras Gesicht zu wischen. Zusehends fühlte sie sich unsicherer, hatte das Gefühl nackt zu sein. Seit so vielen Jahrhunderten hatte sie immer sehr viel für ihre Schönheit getan und nun schien es, als würde Mahi sie hässlich machen. Kohle und Malachit hatten jede noch so kleine Schwäche überdeckt und sie stark gemacht. Das Make up war wie ein Schutzschild gewesen, es hatte sie geprägt und nun sollte sie ohne auskommen. Kleopatra konnte sich überhaupt nicht vorstellen wie.
„Mahi, bist du dir sicher, das ...“, begann sie zögerlich und wurde sofort von der Katze unterbrochen.
„Ich bin mir total sicher. Du brauchst dieses Kleisterzeug nicht im Gesicht. Du siehst ohne viel hübscher und natürlicher aus. Vor allen Dingen verlierst du diese strengen, arroganten Gesichtszüge dadurch. Ich finde, dass ein weicheres und freundlicheres Gesicht Frauen viel besser steht. Und nun halt still, es ist etwas schwierig, dir die schwarze Farbe aus den Augenrändern zu wischen, wenn du dich ständig bewegst.“
Kleopatra verzog das Gesicht zu einer Grimasse und Mahi musste lachen. Die Katze arbeitete schnell und in nur einer halben Stunde hatte sie das Gesicht der Ägypterin vollständig gereinigt.
„Streich dir mal über die Wangen, sie sind richtig weich!“, forderte Mahi Kleopatra auf. Diese blickte sie ungläubig an. „Ich habe mir noch nie mit den Händen über die Wangen gestreichelt. Ich hätte etwas von dem Make up verwischen können.“
„Ja, aber du hast jetzt nichts mehr auf dem Gesicht. Nur zu, trau dich.“
Zögerlich und skeptisch hob Kleopatra die Arme und legte die Hände an ihre Wangen. Langsam strich sie über die Haut. Plötzlich zog ein Strahlen über ihr Gesicht.
„Du hast recht! Sie sind wirklich weich. Oh mein Gott ... wie schön sich das anfühlt.“
Von dem Moment an hatte Kleopatra Spaß. Sie genoss es mit den Händen über ihr neues Gesicht zu fahren und unterhielt sich angeregt mit Mahi, die ihr erst den gesamten Schmuck abnahm, um dann ihr langes, schwarzes Haar am Hinterkopf zu einem langen Zopf zu flechten.
„Freust du dich schon auf Esmes Kätzchen?“, fragte Kleopatra nach einer Weile.
Mahi lächelte und antwortete: „Ich freue mich sehr darauf. Ehrlich gesagt kann ich es gar nicht mehr erwarten. Esme ist wie eine Tante für mich geworden. Sie hat mir viel beigebracht. Ich

möchte sie eigentlich gar nicht mehr allein lassen, es kann jeden Tag soweit sein. Nicht mehr lang und Bhoot wird uns alle noch mehr mit seinem Stolz nerven. Er wird ein guter Vater sein.“
„Wenn die Kätzchen jeden Moment kommen können, warum bist du dann noch hier?“
Mahi schwieg, um sich eine Antwort zurecht zu legen. Kleopatra spürte sofort, dass sie einen großen Zwiespalt in sich trug.
„Ist alles in Ordnung Mahi?“, fragte sie mit ehrlich gemeinter Sorge.
„Ja ... das heißt eigentlich nein. Ich kann hier nicht weg. Nemo braucht jemanden, der ihn versorgt – versteh’ das jetzt bitte nicht falsch, aber er braucht nicht nur jemanden wie dich, der ihm seinen Tee bringt, sondern auch eine Heilerin. Und da Esme wegen ihrer Trächtigkeit nicht kann, bleibe nur ich übrig. Gut, da wären noch Amy und meine Schwester, aber die beiden sagen selbst, dass sie nicht das Talent besitzen, um jemandem über längere Zeit medizinisch zu helfen. Soniye hat mir auch gebeichtet, dass sie Nemos Zustand nicht erträgt. Sie will nicht mit ansehen müssen, wie er stirbt. Ich kann sie verstehen, es ist auch für mich schwer, aber wir dürfen nicht aufgeben. Er kann es schaffen. So sehr ich Esme bei ihrer Trächtigkeit, bei der Entbindung beistehen möchte, ich kann Nemo nicht im Stich lassen. Er hat so viel für uns alle getan. Ich kann ihn kaum ein paar Stunden allein lassen. Es ist zwar schon eine Weile her, aber als Shah Rukh verletzt war und ich mich um ihn kümmern musste, da hatte ich ständig Angst, Nemo könnte in meiner Abwesenheit etwas passieren und es ist niemand da, um ihm zu helfen. Ich weiß einfach nicht, wie ich alles unterbringen soll. Als Parian und Saif vor ein paar Wochen einfach so verschwunden sind, da habe ich mir auch unglaubliche Sorgen gemacht, aber ich musste mich zwingen ruhig zu bleiben, weil ich Nemo nicht einfach so verlassen konnte. Es passiert einfach zu viel!“
Kleopatra nickte. Sie wusste nicht warum und woher dieses Gefühl kam, doch sie musste aufstehen und Mahi in den Arm nehmen. Es gab ihr ein unbekanntes Gefühl der Befriedigung, als die Katze die Umarmung erwiderte. Dies muss Freundschaft sein, dachte die Ägypterin bei sich.
Als sich die Beiden aus der Umarmung lösten, sagte Kleopatra: „Ich habe nicht gewusst, dass du es so schwer hast. Das tut mir ehrlich leid. Ich wünschte, ich könnte etwas für dich tun. Nicht nur, um dich zu trösten, sondern auch, um Danke zu sagen für die Hilfe, die du mir gibst.“
Mahi winkte ab.
„Ist schon in Ordnung. Du brauchst nichts zu machen. Ich helfe dir gern dabei, ein anderer Mensch zu werden.“
Kleopatra senkte den Blick beschämt zu Boden.
„Wieso bist du so nett zu mir Mahi? Nach alldem, was ich getan habe. Hast du die Geschichten über mich nicht gehört? Hat man dir nicht erzählt, was ich mit Shah Rukh, eurem Freund, getan habe? Wieso hilfst du mir, obwohl ich so ein Miststück bin?“, fragte sie.
Mit einem Kopfnicken bedeutete Mahi ihr, sich wieder zu setzen, dann antwortete die Katze: „Ich habe sehr wohl die Geschichten über dich gehört. Man hat sie mir alle erzählt. Ich denke, dass einige von ihnen wahr sind, einige andere aber auch falsch. Ich bin keine Katze, die Vorurteile hat. Ich möchte mir mein eigenes Bild von den Menschen in meinem Umfeld machen. Es ist mir egal, was die Anderen über dich erzählen. Es ist mir auch egal, was du schon alles verbrochen hast. Für mich zählt nur die Tatsache, dass du nett und freundlich zu mir bist. Ich sehe in dir keinen schlechten Menschen, ich sehe in dir eine zerbrechliche, unsichere Frau, der man viele falsche Dinge beigebracht hat, die aber nun bereit ist sich zu ändern. Selbst in Nath habe ich nie das gesehen, was die anderen mir über ihn erzählten. Er war für alle nur der kleine Kater, der Bruder von Bhoot und Billî. Doch ich habe immer gewusst, was in ihm steckt. Und

nun hat er es allen beweisen können. Du hättest ihre Gesichter sehen sollen. Sie waren so überrascht gewesen. Ich habe meine große Liebe in ihm gefunden. Hätte ich auf die Vorurteile der anderen gehört, wäre es nie so gekommen.“
Kleopatra überlegte kurz, als Mahi geendet hatte. Die Situation überforderte sie ein wenig, sie hatte nicht mit so einer Einstellung von Mahi gerechnet. Sie wünschte sich, auch so denken zu können.
Mahi ließ sie für einen kurzen Moment allein und kam dann mit einem mahagonifarbenem Kleid aus Leinen und ein paar einfachen, braunen Ledersandalen zurück.
„Hier, dass ist für dich. Probier mal an, es wird dir bestimmt gut stehen.“
Kleopatra nahm die Kleidung an sich und musterte sie. Das war kein langes, weißes Gewand aus edlem Stoff, sondern ein normales Kleiderstück, wie jede zweite Frau auf Atlantis es trug. Die Ägypterin fuhr mit den Fingerspitzen vorsichtig über den etwas rauen Stoff, musterte die Nähte und den Schnitt. Zu ihrer eigenen Verwunderung gefiel ihr das Kleid. Sie beeilte sich es anzulegen und präsentierte sich Mahi unsicher.
„Und? Wie sehe ich aus?“ fragte sie mit einem Hauch Vorfreude in der Stimme.
„Du siehst fantastisch aus. Einfach nur unglaublich schön. Ich kann das gar nicht in Worten ausdrücken. Du musst es selbst sehen.“
Mahi lief zum Spiegel. Kleopatra drehte ihm den Rücken zu, als die Katze das Laken herunter zog. Sie traute sich nicht in ihr Spiegelbild zu sehen. Was würde sie darin entdecken? Eine hässliche Frau? Eine fremde Frau? Eine Frau, dessen Spiegelbild sie hasste, weil es ihr eigenes, unbeflecktes Ich war? Was würde sich in ihr ändern, wenn sie sich erblickte?
„Was ist los?“, fragte Mahi ungeduldig.
„Ich kann das nicht. Ich kann nicht in den Spiegel schauen“, antwortete Kleopatra verzweifelt.
„Aber wieso denn nicht?“
„Ich habe Angst. Was ist, wenn ich mir nicht gefalle?“
„Du siehst wirklich sehr hübsch aus Kleo. Jetzt komm schon. Es kann nichts passieren.“
Kleopatra drehte sich langsam um. Ihr Blick hob sich vom Boden und sie blickte in den Spiegel. Plötzlich war in ihrem Kopf alles wie leer gefegt. Sie sah nur diese Frau im Spiegel. Sie kannte die Frau und doch war sie ihr auf eine gewisse Art und Weise fremd. Das Gesicht der Schönen war makellos und das ohne jegliches Make up. Die Gesichtszüge wirkten weich, die Haut strahlte in einem hellen, sanften braun. Der schwarze, lange, geflochtene Zopf verlief über ihre rechte Schulter. Das Kleid umschmeichelte ihren schlanken Körper, die Sandalen rundeten das Bild ab. Sie trug keinen Schmuck, nicht einmal Ohrringe oder ein Fußkettchen.
„Mahi ...“ brachte Kleopatra ungläubig hervor, „bin das wirklich ich? Bin ich wirklich so schön?“
Die Katze nickte und zwinkerte ihr zu.
„Und wie normal ich aussehe. So wird mich bestimmt niemand erkennen. Das ist einfach großartig!“
Mahi räumte das Zimmer auf, während die Ägypterin sich weiterhin im Spiegel betrachtete.
„Ob dich niemand erkennen wird, weiß ich nicht, aber wir könnten es ja mal ausprobieren. Wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang über den Markt?“, fragte sie beiläufig.
Kleopatra drehte sich abrupt zu der Katze um, in ihren Augen spiegelte sich erneut Unsicherheit.
„Ich weiß nicht ... ist es nicht noch ein bisschen zu früh für diesen Schritt? Sollte ich mich lieber erst an mein neues Aussehen gewöhnen, bevor ich mich den Menschen zeige?“
„Kleo, du siehst wirklich toll aus, du kannst dich den Atlantern ruhig zeigen. Keine Sorge, es wird nichts passieren. Und außerdem bin ich ja bei dir und sollte irgendjemand auf die Idee

kommen, dich auslachen zu wollen, dann bekommt er es mit mir zu tun!“, sagte Mahi felsenfest von sich überzeugt und grinste ihre Freundin an.
Die Worte der Katze überzeugten Kleopatra und ihre Lippen verzogen sich zu einem scheuen Lächeln.
„Gut, aber bevor wir gehen, möchte ich noch etwas erledigen“, sagte sie und eilte voller Vorfreude aus dem Zimmer.

***

Sie fand Nemo dort wieder, wo sie ihn zurück gelassen hatte. Er stand in seinem Zimmer und starrte auf die geschlossenen Vorhänge der Fenster. Als sie die Tür öffnete, konnte sie nicht sehen, ob er ihre Anwesenheit bemerkte, denn er hatte ihr den Rücken zugekehrt. Es war so dunkel im Raum, dass sie ein paar Sekunden brauchte, bis sich ihre Augen daran gewöhnt hatten.
„Nemo?“, flüsterte Kleopatra leise.
Er antwortete nicht, hielt die drückende Stille aufrecht.
„Mahi und ich gehen auf den Markt“, fuhr die Ägypterin fort. Sie sah, wie er sich ein wenig zu ihr neigte, sie jedoch keines Blickes würdigte.
„Ich habe von Mahi etwas anderes zum Anziehen bekommen. Und sie hat mir die Haare gemacht...“ Aus Kleopatras Stimme konnte man die Freude darüber hören. Sie wollte, dass Nemo sie sehen konnte. Sehen konnte, wie sehr sie sich verändert hatte. Der Gedanke daran machte sie glücklich, lies sie nervös und aufgeregt werden wie ein kleines Kind.
„Ich trage auch kein Make up mehr ... und keinen Schmuck...“ Sie hoffte auf eine Antwort von Nemo, doch der Inder schwieg, starrte weiter auf die Vorhänge. Das Glücksgefühl in Kleopatra schwand von einer Sekunde auf die andere und Enttäuschung machte sich breit.
„Willst du mich denn gar nicht anschauen? Nur ein einziges Mal?“, flüsterte sie traurig, ein leichtes Zittern in der Stimme.
Nemo antwortete nicht. Seine Tränen konnte sie nicht sehen, spürte nicht den Kampf, den er innerlich austrug.
„Bitte ... nur ein einziger Blick ...“ hauchte sie, doch vergeblich.
„Dann nicht“, sagte sie enttäuscht, drehte sich um und wollte Nemos Gemächer verlassen.
„Kleopatra?“, drang seine raue, kranke Stimme an ihr Ohr.
Ein letzter Hoffnungsschimmer machte sich in ihr breit und sie drehte sich wieder zu ihm herum.
„Ja?“, fragte sie, konnte den freudigen Unterton nicht verbergen.
„Schließe bitte die Tür, wenn du rausgehst“, forderte Nemo nur.
Ihr Blick senkte sich traurig zu Boden, es war, als hatte er etwas in ihr zerstört.
„Natürlich“, antwortete sie und schloss hinter sich die Tür.

***

„Er ist todkrank Kleo. Wenn er wieder gesund ist, dann wird er seine Gefühle für dich entdecken“, sagte Mahi, als sie und die Ägypterin auf dem Weg zum Markt waren.
„Ich glaube nicht, dass das nur an seiner Krankheit liegt. Ich habe ihn einfach zu sehr verletzt. Er liebt mich vielleicht wirklich nicht mehr. Ich sollte damit abschließen. Seine Ignoranz und sein Schweigen sprechen mehr als tausend Worte“, antwortete Kleopatra bedrückt.
Mahi seufzte und legte ihr eine Pfote tröstend auf die Schulter. Sie war anderer Meinung, schwieg jedoch, da sie einsah, dass weitere beruhigende Worte nicht helfen, sondern nur noch

alles schlimmer machen würden.
Als die Beiden vor dem großen Eingangstor des Kristallpalastes standen, fragte die Ägypterin Mahi noch einmal, ob das eine gute Idee sei, doch die Zuversicht der Katze konnte nicht gebrochen werden und so schob Mahi Kleopatra zum Tor hinaus in die strahlende Sonne von Atlantis.
Zuerst schloss Kleopatra vor Schreck die Augen, denn sie rechnete damit, dass alle sie erkennen und sie beschimpfen würden. Zu ihrer eigenen Überraschung passierte nichts dergleichen. Sie öffnete die Augen langsam und blickte von den Treppen des Palastes aus auf den großen Marktplatz von Atlantis, auf dem bereits ein hektisches Treiben herrschte. Niemand schien sie zu beachten, nur hier und da winkte jemand Mahi freundlich zu.
„Und? Habe ich dir zu viel versprochen? Niemand weiß wer du bist“, sagte Mahi und knuffte ihrer Freundin sanft in die Seite. Dann packte sie Kleopatra, die nur ungläubig auf das Treiben vor sich starrte, an der Hand und zog sie die Stufen hinunter auf den weitläufigen Platz.
Kleopatra nahm ihre Umwelt vollkommen anders wahr als sonst. Sie lief inmitten der Bürger von Atlantis und fühlte sich als Teil von ihnen. Niemand verbeugte sich vor ihr, niemand ließ bei ihrem Anblick seine Arbeit ruhen oder zerstörte vor Nervosität oder Überraschung seine Waren. Es faszinierte sie, wie die Marktfrauen ihre Ware anpriesen, wie die Männer um die Preise feilschten. Alles war so anders, wenn man inmitten dieses Geschehens stand, statt herabsehend auf einem Thron. Die Gerüche waren intensiver, man konnte die Hektik spüren, den alltäglichen Kampf etwas zu verkaufen, um seine Familie am Abend ernähren zu können. Menschen verhandelten hier über ihre Existenz, das war Kleopatra vorher nie aufgefallen. Am meisten jedoch gefielen der Ägypterin die Dinge, die verkauft wurden. Das waren keine prunkvollen, edlen und wertvollen Gegenstände, die nur eine Königin sich leisten konnte. Es waren normale Schmuckstücke aus Holz oder Leinen, die an sich nichts Besonderes waren, aus denen aber die harte Arbeit daran hervorstrahlte. Kleidung, Töpfe, Schmuck ... all das zeigte die Fertigkeiten der Handwerker. Zum ersten mal in ihrem Leben hatte Kleopatra Respekt vor diesen Menschen. Zum ersten mal in ihrem Leben fühlte sie sich nicht begabter als andere. Und das Gefühl gefiel ihr.
„Herzlich Willkommen im normalen Leben“, drang Mahis Stimme an ihr Ohr.
Sie drehte sich zu der Katze um und strahlte sie sprachlos an.
Plötzlich wurde die Ägypterin unsanft zur Seite gestoßen.
„Hey, pass doch auf! Blind oder was?“, rief ein grobschlächtiger Mann mit Vollbart und einem Eimer Fische unter dem Arm ihr nach.
„Du musst vorsichtig sein Kleo. Hier macht dir niemand einfach so Platz. Dich kennt keiner, niemand hält dich für eine Königin. Du musst aufpassen und hin und wieder den Leuten selbst den Weg frei machen“, beschwichtigte Mahi die Ägypterin, in deren Gesichtszüge wieder der Stolz und die Wut einer Königin gezogen war.
„Aber er hätte auch besser aufpassen können. Was ist das für ein Benehmen einer Frau gegenüber?“, protestierte Kleopatra.
„Er ist ein Fischer, von solchen Werten hat er nie etwas gehört. So ist das im Leben. Und nun beruhig dich wieder, es ist ja nichts Schlimmes passiert.“
„Und was ist mit den anderen Menschen? Niemand hat etwas zu ihm gesagt. Niemand hat gesagt, dass er falsch gehandelt hat, dass er vorsichtiger sein müsste“, beschwerte sich die Ägypterin weiter.
„Die Menschen sind von Natur aus egoistisch. Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, wie Thomas Hobbes einmal sagte. Manchmal ist es so, dass jeder nur für sich lebt, dass einem die

Mitmenschen egal sind. Es ist leider sehr leicht, die Augen zu verschließen“, antwortete Mahi. „Man muss sich doch aber gegenseitig helfen. Je mehr Gemeinschaftsgefühl man hat, umso besser kann man sich gemeinsam gegen einen Feind verteidigen, oder gemeinsam eine Krankheit besiegen. Ich finde, diese Werte sollte man den Menschen verstärkt beibringen. Heißt es nicht immer: Einer für alle, und alle für Einen? Man sollte die Augen nicht verschließen vor den Menschen um einen herum.“
In Mahi machte sich ein Gefühl des Stolzes breit, als sie die Worte ihrer Freundin vernahm. „Kleo, was du gerade gesagt hast, dass waren die besten Dinge, die ich jemals von dir gehört habe. Du hast soeben einen großartigen Gedanken ausgesprochen und wenn du an dieser Einstellung festhältst, dann bist du für mich gerade eben ein besserer Mensch geworden.“
Kleopatra zwinkerte Mahi dankbar zu. Sie konnte sogar nicht verhindern, dass sie ein wenig rot um die Wangen wurde.
Gemeinsam liefen die beiden Freundinnen über den Marktplatz, konnten sich an den Waren gar nicht satt sehen. Obwohl die Ägypterin wusste, dass niemand sie erkennen konnte, hatte sie das Gefühl beobachtet zu werden. Sie spürte die Augen eines Fremden in ihrem Rücken, konnte jedoch niemanden ausmachen, der sie beobachtete. Mit Mühe schaffte sie es, das eiskalte, drückende Gefühl, dass ihren Rücken hinunter lief, zu unterdrücken, dennoch blieb ein ungutes Gefühl zurück.
Um sich abzulenken, begutachtete sie einen großen Stand mit Obst, der noch etwas über zehn Meter von ihnen entfernt an einer kleinen Gasse aufgebaut worden war. Die Äpfel waren von einem so dunklen Rot, dass Kleopatra, je länger sie den Stand musterte, immer mehr Appetit darauf bekam.
„Ich will einen Apfel!“, sagte sie kurz und knapp zu Mahi und hatte den Obststand auch schon erreicht.
„Na? Watt kann ick für dich tun? Willste ’nen Appel oder doch ene von den Orangen?“, fragte die Verkäuferin, eine burschikose Frau mittleren Alters, in deren filzigen, dunklen Haaren bereits graue Strähnchen ans Tageslicht traten und deren Körperfülle fast dreimal so groß war wie die der Ägypterin, in einem etwas gelangweilten Tonfall.
„Ich will einen vonIihren Äpfeln!“, antwortete Kleopatra freundlich.
Die Verkäuferin beugte sich vor und beäugte sie skeptisch.
„Und watt willste für enen? Nen Roten, oder doch enen von den Grünen?“
„Einen von den schönen Roten.“
Die Verkäuferin drückte Kleopatra einen Apfel in die Hand. Die Ägypterin biss kräftig hinein.
„Hm ... der schmeckt wirklich gut“, sagte sie, drehte auf dem Absatz um und wollte gehen.
Sofort stürmte die Verkäuferin hinter ihrem Stand hervor, packte Kleopatra am Arm und hielt sie fest.
„Willste denn nich bezahlen?“, fragte sie.
„Bezahlen? Mit was denn bezahlen?“, fragte Kleopatra überrascht.
„Sach ma, bist du denn vom Mond? Mit Tauschware natürlich!“, wetterte die Verkäuferin.
„Aber ich habe nichts, was ich tauschen könnte“, antwortete die Ägypterin. Sie war überfordert mit der Situation, wusste nicht, was sie sagen oder tun sollte und langsam stieg Zorn über das Verhalten der Frau in ihr hoch. Diese nahm ihr grob den angebissenen Apfel aus der Hand und sagte: „Will nen Appel kaufen und hat kene Taschen voll Tauschware. Verschwinde von menem Stand!“
Kleopatra stemmte die Hände in die Hüfte, baute sich vor der Frau auf und rief: „UNVERSCHÄMTHEIT! Wisst ihr denn nicht, wer euch Audienz gewährt?!“

„Audienz gewährt? Pack dich du Spaßvogel!,“ winkte die Frau ab und verschanzte sich wieder hinter ihrem Obst.
„So eine unverschämte, miese ...“, knurrte Kleopatra, doch Mahi schritt dazwischen.
„Hier haben sie eine handvoll Knöpfe für den Apfel!“, sagte die Katze schnell und gab der Frau die Tauschware. Sie erhielt den angebissenen Apfel zurück, drückte ihn in die Hand der Ägypterin und schob ihre Freundin von dem Obststand weg.
„Verdammt Kleo, du musst die Ware, die du haben möchtest, gegen etwas tauschen. Du kannst sie dir nicht einfach so nehmen und ...“, begann Mahi, doch sie konnte den Satz nicht mehr beenden.
Plötzlich ging alles ganz schnell. Die Katze hörte den schrillen Angstschrei einer Frau, spürte einen stechenden Schmerz in ihrer Schulter, sah Blut spritzen. Kleopatra sackte in sich zusammen, Mahi erschrak, als sie den spitzen Pfeil bemerkte, der sich in die Brust der Ägypterin gebohrt hatte. Sie fing ihre Freundin auf, kurz bevor diese hart auf den Boden aufgeschlagen wäre. Dunkelrotes Blut strömte aus der Wunde, tränkte Kleopatras Kleid, benetzte Mahis Pfoten, die versuchte die Blutung zu stillen. Um sie herum bildete sich eine Traube aus Menschen, Panik brach aus, Kinder schrieen, Menschen warfen in ihrer Flucht Töpfe und Körbe um. Der Kopf der Katze war wie leer gefegt, sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen, dachte nicht an die Gefahr, als sie den Schützen bemerkte, der auf dem Vordach eines Hauses hockte, den Bogen noch in der Hand. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen, es war versteckt von der Kapuze einer schwarzen Mönchsrobe. Ohne zu zögern oder über ihr Handeln nach zu denken, sprang die Katze auf. Das Adrenalin in ihrem Körper schwächte den Schmerz der Schulter ab, schärfte ihre Sinne, gab ihr Kraft. Sie sprintete auf allen Vieren auf den Schützen zu, der vor ihr die Flucht ergriff. Ohne jegliche Anstrengung kletterte Mahi auf das Vordach und setzte zum Sprung an. Bevor der Schütze auf das nächste Haus springen konnte, stürzte Mahi sich auf ihn. Mit einem lauten Knall schlugen sie auf dem harten, staubigen Boden auf, die Katze drückte den Schützen unter sich nieder. Mit der Pfote riss sie ihm die Kapuze vom Gesicht, die eisblauen Augen eines Mannes mit kahl geschorenem Schädel starrten ihr entgegen. Der Schütze warf ihr eine Hand voll Sand ins Gesicht und versuchte sich zu befreien, doch Mahi holte aus und zerkratzte ihm das Gesicht. Der grobschlächtige Fischer mit dem Vollbart kam ihr zu Hilfe, packte den Schützen und hielt ihn sicher fest.
„LASST MICH LOS! Sie hat es verdient. Dieses Miststück hat es verdient! Sie hat meinen Bruder ermordet!“, schrie der Schütze und wand sich in den Armen des Fischers.
Mahi beachtete ihn nicht und lief zurück zu Kleopatra. Die Ägypterin war nicht mehr bei Bewusstsein, verlor immer mehr Blut, die Katze konnte sofort erkennen, wie die Haut immer mehr an Farbe einbüßte.
„Wir müssen sie in den Palast bringen!“ keuchte sie. Ein paar Männer halfen ihr, Kleopatra hoch zu heben und in den Kristallpalast zu bringen. Die Ägypterin wurde auf eine Trage gelegt und in ein separates Zimmer aus weißen, marmornen Wänden, ähnlich denen eines Krankenhauszimmers, gebracht. So schnell Mahi konnte, suchte sie alle Heilkräuter zusammen, die sie finden konnte und stopfte sie um den Pfeil herum in die Wunde ihrer Freundin. Sie tastete deren Brustkorb ab und fühlte, dass der Pfeil einen Lungenflügel durchbohrt hatte. Wenn sie den Pfeil rauszog, dann würde Kleopatra ersticken.
Mahi raufte sich verzweifelt das Kopffell. Sie wusste nicht, was sie jetzt tun sollte. Die Situation überforderte sie. So eine begabte Heilerin war sie nicht, sie brauchten Esme. Doch diese könnte ebenso wenig ausrichten, denn die Schwangerschaft hatte ihre Heilkraft geschwächt. Die Katze musste erkennen, dass es eine auswegslose Situation war.

Die Tür zum Zimmer öffnete sich und Nemo trat herein.
„Was ist passiert? Auf dem Marktplatz herrscht Panik“, fragte er.
Mahi antwortete nicht, zeigte ihm nur ihr tränenverquollenes Gesicht. Der Inder bemerkte die Frau auf dem Bett.
„Wer ist das? Mahi, was ist passiert?“
Unter heftigem Schluchzen erzählte die Katze kurz: „Wir waren ... auf dem Markt ... und plötzlich habe ich so einen ... heftigen Schmerz verspürt. Als ... ich mich umdrehte ... hatte sie einen Pfeil in der ... Brust und ... ich habe ihn gejagt ... wir haben ihn gefasst ...“ Ihre Stimme brach, sie verfiel in Schweigen, weinte stumm.
„Kannst du sie denn retten?“ fragte Nemo.
„Ich weiß ... es nicht ... der Pfeil steckt ... in der Lunge. Ich .... denke ... ich kann nichts für sie tun“, antwortete Mahi.
„Das ist wirklich traurig“, stellte Nemo mitleidig fest, „So eine hübsche Frau sollte nicht ...“
Nemo blieben die Worte im Hals stecken, als er die Frau auf dem Bett erneut ansah. Ihr Aussehen, das eben noch für ihn vollkommen fremd war, ließ plötzlich einen Schauer der Angst durch seinen Körper strömen. Er musterte ihre Gesichtszüge genauer und fand darin etwas Bekanntes, Vertrautes wieder. Ein brennender Schmerz machte sich in seiner Brust breit, als ihn die Erkenntnis wie ein Schlag traf. Aus seinen Augen quollen Tränen, als er langsam auf sie zu ging. Er sank neben ihr auf die Knie, nahm ihren reglosen Kopf in seine Hände.
„Nein ... das kann nicht sein ...“, flüsterte er, „das bist du nicht ... du bist nicht meine Kleopatra ...“ Nemo strich über ihr Gesicht, streichelte ihre Haare.
Mahi trat an seine Seite, legte ihm eine Pfote an den Rücken.
„Doch Nemo, das ist sie. Das ist Kleopatra. Sie hat sich für dich verändert. Leider vergebens“, sagte sie trocken.
Der Inder blickte die Ägypterin an. Aus seinen Augen sprach Liebe und Traurigkeit. Er rückte näher an ihr Gesicht und flüsterte Kleopatra ins Ohr: „Es tut mir so leid. Ich liebe dich. Ich hätte nicht schweigen sollen, hätte dich ansehen sollen. Das hast du nicht verdient. Es tut mir so leid!“
Nemo brach in heftiges Weinen aus, bedeckte den Kopf von Kleopatra mit Küssen. In seinem Innern schlug er sich für sein Verhalten in den letzten Wochen ihr gegenüber. Er hätte nie damit gerechnet, dass sie vor ihm sterben würde. Nun spürte er die verlorene Zeit, die Zeit, die sie gemeinsam hätten verbringen können.

***

Mahi saß in ihrem Zimmer im Kristallpalast. Aus ihren Augen flossen immer noch Tränen, sie starrte auf den Verband um ihrer Schulter. Die Tür öffnete sich und Nath kam herein gestürmt. Ohne ein Wort zu verlieren nahm er sie in den Arm und drückte sie so fest er nur konnte.
„Gott sei Dank ist dir nichts Schlimmeres passiert!“, hauchte er ihr ins Ohr.
Bhoot und Billî folgten ihm und fingen an, Mahis Verband sorgsam zu untersuchen.
„Es ist grauenvoll, was heutzutage alles passiert, besonders in der Stadt, wo eigentlich Frieden herrschen sollte“, stellte Bhoot fest, als sich Mahi und Nath aus ihrer Umarmung lösten.
„Wann habt ihr es erfahren?“, fragte Mahi und setzte sich wieder auf das Bett.
„Es hat sich bereits wie ein Lauffeuer verbreitet. Nur Soniye und Esme wissen noch nichts davon. Wir konnten ihnen es einfach nicht sagen. Zu viel Aufregung wäre nicht gut für die Kätzchen“, antwortete Billî. Er setzte sich neben die Schwester seiner Frau und vergewisserte sich, dass sie nicht stärker verletzt als zu sehen war.

„Mir geht es gut, ihr solltet euch lieber Sorgen über Kleopatra machen“, sagte Mahi und blickte Billî traurig in die Augen.
Ein Laut der Empörung kam von Bhoot.
„Wieso sollten wir uns mehr Sorgen um sie machen? Wegen dieser Frau ist es doch erst dazu gekommen“, stellte er fest.
Mahi sprang sofort auf und stellte sich dem Kater gegenüber. „Was?“, keuchte sie entsetzt, „was redest du denn da?“
„Es stimmt doch. Wenn sie dich nicht gezwungen hätte, mit ihr auf den Markt zu gehen, dann wäre dir nichts passiert“, erklärte Bhoot.
Mahi stemmte die Pfoten in die Hüfte, ignorierte den aufkommenden Schmerz in ihrer Schulter.
„Sie hat mich zu gar nichts gezwungen. Ich habe ihr selbst vorgeschlagen, auf den Markt zu gehen“, antwortete sie wütend und entsetzt.
„Jetzt red nicht so einen Unsinn. Als wenn du dich mit so jemandem wie ihr freiwillig abgibst.“
„Und wie ich mich mit ihr freiwillig abgebe. Sie ist meine Freundin geworden.“
Mahi wurde immer wütender, ihre Augen funkelten Bhoot an.
„Wie kann jemand, der einen unschuldigen Mann vergewaltigen will, deine Freundin werden? Sie ist ein schlechter Umgang und das hat sich heute bewiesen.“
Billî und Nath schwiegen, warfen sich Blicke zu, die genau zeigten, wie unangenehm sie beide die Situation fanden, während Mahi immer lauter wurde.
„Ja, sie hat in der Vergangenheit Fehler gemacht, aber sie hat sich verändert. Und sie hat es nicht verdient, dass man sie einfach so nieder schießt!“, schrie sie Bhoot entgegen.
Nun wurde auch Bhoot immer wütender. Er konnte nicht fassen, dass Mahi sich so gegen ihn stellte und Kleopatra verteidigte.
„Diese Frau ist nichts wert! Sie hat Menschen getötet und gequält. So jemand kann und wird sich nie ändern. Und nun hat sich ihr langjähriges Verhalten gerächt.“
„Willst du damit etwa sagen, dass es richtig war von diesem Mann, sie einfach so nieder zu schlachten? Willst du damit sagen, dass sie es verdient hat?“ Mahis Zorn wandelte sich langsam in Wut um.
„Nein, das will ich nicht. Aber es ist nicht weiter verwunderlich, dass es dazu gekommen ist. Kleopatra ist ein schlechter Mensch, sie wird sich nie ändern und du wirst nicht ihre Freundin sein. Ich will nicht, dass du dich ihr noch einmal näherst. Hast du mich verstanden?!“, befahlt Bhoot und war sich sicher, damit den Streit beendet zu haben, doch Mahi dachte nicht daran, auf ihn zu hören.
„Nein, ich habe dich nicht verstanden. Sie hat sich verändert, für Nemo, weil sie ihn liebt. Kleopatra hat noch eine zweite Chance verdient. Doch sie wird kein neues Leben mehr beginnen können, weil irgend so ein Verrückter sie erschossen hat. Verdammt sie wird sterben, Bhoot. Da stirbt gerade ein Mensch, nur wenige Zimmer weiter. Du bist genauso wie all die Anderen. Du wirst beherrscht von deinen Vorurteilen. Du hast das so in dir verankert, dass es dir egal ist, ob Nemo seine große Liebe verliert. Ja, du hast richtig gehört, er liebt sie, egal was sie getan hat. Ich habe gesehen, wie er an ihrem Bett zusammen gebrochen ist und habe gehört, wie er ständig ihren Namen schluchzt. Er hat keine Vorurteile und deshalb ist auch er der Herrscher über Atlantis und du nur sein Stellvertreter. Sie ist meine Freundin und ich werde für sie kämpfen, egal ob du es mir verbietest oder nicht. Du hast mir nichts zu sagen Bhoot, du bist nicht mein Vater. Ich habe immer zu dir aufgeschaut, weil deine Einstellungen den Bürgern Atlantis gegenüber so heldenhaft waren, aber heute habe ich gemerkt, wie du wirklich denkst, dass du voller Vorurteile bist. Ich hasse dich Bhoot. Ich will dich nie wieder sehen!“

Mahi verließ tränenüberströmt das Zimmer, Nath folgte ihr mit hängenden Schultern.

***

„Sie wird nie wieder mit mir reden“, sagte Bhoot traurig.
Er und Billî standen vor einem Zimmer, in das man den Schützen gebracht hatte und festhielt.
„Das glaube ich nicht. Sie kann nicht so lange auf jemanden böse sein, das haben Erfahrungen gezeigt“, tröstete Billî seinen Bruder.
„Sie hat Recht, oder?“, fragte Bhoot.
Sein Bruder seufzte.
„Ja, das hat sie. Sie ist erwachsen geworden, trifft ihre eigenen Entscheidungen und legt ihre Wertvorstellungen selber fest. Und ich bin sehr stolz auf sie. Sie denkt in die richtige Richtung. Ich wünschte, wir könnten das auch. Aber wir sind so festgefahren in unserem Verhalten. Sie wird dir verzeihen Bhoot, aber lass ihr die Zeit dazu. Was meinte sie eigentlich damit, dass du wegen deiner Einstellung nur Stellvertreter bist? Ich dachte, du wolltest nie über die Insel regieren?“, antwortete Billî, doch Bhoot schwieg, äußerte sich nicht zu der Frage seines Bruders.
„Gut, dann sag mir wenigstens, wer dieser Mann ist, der Kleopatra umbringen will. Wir haben viel zu tun“, fügte Billî seufzend hinzu.
Bhoot schloss die Augen, verbannte den Streit mit Mahi aus seinen Gedanken und konzentrierte sich auf die Arbeit.
„Sein Name ist Yasę. Er war der Leibwächter von Nemo, vor langer Zeit. Kleopatra hat damals seinen Bruder hinrichten lassen und nun wollte er sich offensichtlich an ihr rächen.“

***

Er hockte in der Ecke des Zimmers, spürte immer noch den Bogen in seinen Händen. Sein Körper zitterte, die Hände lagen schützend auf dem Kopf. Sie waren blutverkrustet und schwarz vor Dreck, genauso wie die tiefen Kratzer auf seinem Gesicht. So lange hatte er auf den Moment warten müssen und endlich war er gekommen. Sie hatte ihn nicht täuschen können mit ihrem veränderten Aussehen. Sie hatte so normal ausgesehen, doch zwischen all den einfachen Menschen war sie ihm dennoch wie eine Königin vorgekommen. So eine Frau könnte sich nie ändern, für ihn schon gar nicht. Sie war ein Miststück, eine Mörderin. Das Bild des Pfeils, wie er sich in ihre Brust gebohrt hatte, schob sich vor seine Augen. Kurz hatte er gezögert, als sie den Fischer, der sie angerempelt hatte, nicht fertig gemacht hatte, doch ihre Reaktion am Obststand hatte ihm gezeigt, dass sie sich nicht ändern konnte. Da war wieder dieser Klang in ihrer Stimme gewesen, der es ihm eiskalt den Rücken hinunter laufen ließ. Dieses Miststück hatte seinen Bruder ermordet, bloß weil er sich nicht tief genug verbeugt hatte. Dafür hatte sie büßen müssen. Der Tod war ihre gerechte Strafe. Tränen liefen ihm die Wangen hinunter. Er wiegte sich vor und zurück, summte die Melodie des Schlafliedes, dass er seinem Bruder immer vorgesungen hatte, als er noch ein kleines Kind gewesen war.
Yasę blickte auf, als zwei Katzen den Raum betraten...

(¯`'•.¸(¯)¸.•'´¯)
(¯`'•.¸(¯`'•.¸_¸.•'´¯)¸.•'´¯)

...to be continued...

(_¸.•'´(_¸.•'´¯`'•.¸_)`'•.¸_)
(_¸.•'´(_)`'•.¸_)